Mein Freund Achmed Ali

Von Ernst Römer.

Kaum war unser Schiff im Hafen von Alexandrien dem Verkehr freigegeben worden, da fielen die ägyptischen Händler wie ein Heuschreckenschwarm über uns her und boten schreiend und beschwörend ihre Waren feil; vom Kragenknopf aus echtem Perlmutter bis zur mumifizierten Königstochter, frisch aus den Pyramiden von Giseh. Es ist eine ebenso bekannte wie weltwirtschaftlich interessante Tatsache, daß die vielen Erzeugnisse orientalischen Gewerbefleißes, die zwischen Malta und Japan zum Verkaufe kommen, eigentlich aus dem sächsischen Erzgebirge stammen. Wir Seeleute wußten um diese Tatsache und hielten uns zurück. Aber da trat Achmed Ali auf.

Achmed Ali hatte abseits gestanden und verächtlich auf das unwürdige Gebaren seiner lärmenden und schwitzenden Rassegenossen herabgeschaut, die sich um uns bemühten. Mit stolz verschränkten Armen sah ich ihn an der Reling stehen, jeder Zoll ein königlicher Kaufmann. Sein Turban war sauber gewickelt, er trug ein Smokingjackett, weiter unten kamen die muselmännischen Pluderhosen (aus deren Schnitt ich nie recht klug geworden bin), und an den Füßen saßen ihm zierliche Pariser Knöpfstiefel.

Kurz, Herr Achmed kauerte bald in meinem Wohnraum und schilderte in blühendem Englisch und unter eindringlich malenden Gesten, wie er in den Besitz seines in Stein geschnittenen Skarabäus gelangt wäre. Aus einer Grabkammer der Cheopspyramide hätte er ihn geholt; des Nachts, unter unsäglichen Mühen. Hier — er deutete auf sein linkes erloschenes Auge — dieses Auge habe er im Kampfe mit der Wache eingebüßt. Und wenn der Khedive von Aegypten wüßte, daß er, Achmed Ali, im Besitze dieses Skarabäus sei . . So würde er es mit ihm machen. (Dabei fuhr er sich wild mit dem braunen Zeigefinger über die Kehle).

Der Skarabäus war in der Tat ein ausgezeichnet gearbeitetes Stück, der Preis von fünfzehn Schilling nicht zu hoch.

„Und schau", rief er eifrig und nahm ihn mir aus der Hand, „schau nur, wie er leuchtet, wenn das Licht von hier darauf fällt!" In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, ein dunkler Mann gurgelte mit arabischen Kehllauten meinem Achmed ein paar Worte zu, der fuhr scheinbar entsetzt zusammen, legte einen Finger auf die Lippen, flüsterte „Police, Police!" und war mit einem Satze draußen. Mit einem Satze, und mit meinem Skarabäus. Und mit den fünfzehn Schilling. Er hatte trotz der Eile nichts vergessen. Und wie ich ihm an Deck nachstürzte, war er so spurlos verschwunden, als hätte ihn Allah in die Wolken entführt. Siehe, das Morgenland ist voller Wunder.

Wir fuhren nach Deutschland zurück, wo ich auf ein anderes Schiff kommandiert wurde, und kamen einen Monat später wieder nach Alexandrien. Und wieder ergoß sich der Heuschreckenschwarm über uns. Ich wollte nun keinen Skarabäus mehr kaufen, saß in meiner Bordkammer und rauchte meine Pfeife. Da sah zu mir durchs Bulldogge ein Einäugiger herein. Es war Achmed Ali.

Er begrüßte mich mit der gewinnenden Liebenswürdigkeit eines Sultans, der geschätzte Gäste empfängt. Ali war ganz der Alte, nur sein Gedächtnis hatte gelitten; er konnte sich durchaus nicht mehr auf die Sache mit dem Skarabäus besinnen. Ich half nach, indem ich ihn von Bord zu jagen drohte. Da besann er sich strahlend: Heute abend, heute abend sollte ich ihn haben. Er würde mich abholen und mir dabei Alexandrien zeigen, wie ich es noch nicht kennen gelernt hätte. Dabei leuchtete sein einziges Auge verheißungsvoll auf.

Achmed Ali hielt Wort. Er holte mich in einer Droschke ab, und wir fuhren nach seiner Weisung durch ein schauerlich buntes Arabierviertel. Wir bestellten abwechselnd, wo wir einkehrten. Wo Achmed bestellte, hatte er zugleich Kredit. Es schien mir zuweilen, als sei er der Generaldirektor einer gut organisierten und weit verzweigten Handelsgesellschaft.

Zum Schluß fuhr er mich wieder vor das Hafentor der Zollmauer. Ich erinnerte ihn an meinen Skarabäus. Er kramte in den unergründlichen Taschen seiner geheimnisreichen Pluderhosen und gab ihn mir. Dann sprang er leichtfüßig aus dem Gefährt, drückte mir mit einem herzlichen „Gute Nacht, Steuermann!" den Unterarm und verschwand. Der Kutscher auf dem Bock wandte sein Tarbuschhaupt nach mir um und forderte Bezahlung. Es machte wiederum genau 15 Schilling.

Und der Skarabäus stammt diesmal aus Hamburg.

Gespensternacht am Nonnifluß

Ein Erlebnis in der mandschurischen Steppe, erzählt von Joseph M. Velter.

Tagelang waren wir nun schon durch lehmige, schwarze Steppe geritten. Der geschäftige Handelsplatz Tsitsikar, „die Stadt der tausend Esel", wie sie mein Gefährte Jmquill getauft hatte, lag längst hinter uns. Wir bereuten es nicht. Was als Erinnerung blieb, waren neben ein paar modernen europäisch anmutenden Bauten klägliche Lehmhäuser und Staub. Staub auf allen Straßen, obwohl die Bewohner wohl alle Stunde aus einer Wassertonne vor dem Hause die Straße sprengten, abenteuerliche Arben, vorsintflutliche Kraftwagen, russische Pferdegespanne, zweirädrige chinesische Eselkarren, weißbehandschuhte Verkehrspolizei und schließlich Militär überall, in Tuchschuhen, mit kleinen Gamaschen, jeder Soldat mit — einem Fächer bewaffnet. Und endlich das japanische Hotel, das man uns empfohlen hatte, weil es sauberer sei als alle chinesischen Herbergen, die von Flöhen, Wanzen, Schaben und anderen schönen Dingen wimmeln. Dazu kam bei Einbruch der Nacht das Geschrei der Esel, der armen, geschundenen chinesischen Grautiere, die zu Tausenden hier schufften mußten und die in der Nacht mit durchdringendem Geschrei ihrem gequälten Herzen Luft machten, ihre Sehnsucht, ihr Verlangen den Gefährten kundtaten und furchtbare Antwort erhielten: ein höllisches Konzert.

Drei Tage hatten wir es in Tsitsikar ausgehalten; dann ritten wir nordwärts, der Kreishauptstadt Nün Kiang shien zu (Auf allen Karten und in geographischen Werken heißt sie indes noch nach ihrem alten Namen Mergen). Die Stadt Tsitsikar blieb zurück. Melodisch, ein wenig melancholisch läuteten die Windglocken an den chinesischen Tempeln, von der Morgenbrise bewegt. Das bebaute Land schwand, die endlose Steppe tat sich auf, ohne Wagenspur, furchtbares, leeres Land, in dem Gräser und Blumen im Sommer fast mannshoch treiben und sprossen. Flach dehnt sich die Steppe hin, eben wie eine Bauerntenne, nach Tagen erst wird sie leicht wellig. Einsame, kleine Gehöfte liegen versteckt dazwischen, Bauernhöfe, aus Lehm errichtet, mit Wall und Graben umgeben, mit Wachtürmen an jeder Ecke der Schutzmauer und zahlreichen Schießscharten. Ständig drohen Ueberfälle der Steppenräuber den Chunghuzen, die heute hier, morgen dort ein Gehöft, ein ganzes Dorf überfallen, ausplündern und in Schutt legen. Wir wissen, daß es auf unserem Wege zu den Tschakdalibergen, wo wir als Pelzjäger auf Tabargane trappen wollen, ganze Chunghuzendörfer gibt. Man hat uns gewarnt, wir lachten nur. Aber nun, da wir durch brennend gefährliches Gebiet reiten, ist uns eigentümlich zu Mut.

Dann ist glücklich Nün Kiang shien erreicht, das alte Mergen, die Hauptstadt des Kreises, ein weitläufiges Lehmdorf, verschlammt, versumpft, die Straßen überschwemmt von Unrat, in dem schwarze Schweine sich behaglich suhlen.

Hier ist unseres Bleibens nicht. Den Nün Kiang, den Nonni, der geruhsam strömend an der ehemals wichtigen Stadt vorbei fließt, verlassen wir. Westlich geht der Ritt, den Tschakdalibergen zu, die wir in vier Tagen zu erreichen hoffen.

Am Abend des zweiten Tages lagern wir inmitten der hügeligen Steppe unter einem Baum, der einsam in der Oede steht. Unser russischer Begleiter Semjon Pawlowitsch zündet das Feuer an, auf dem eine heute erlegte Trappe gebraten werden soll. Diese Vögel waren das einzige Wild, das wir seit Tagen sahen. Keinerlei Getier scheint sonst die Steppe zu beleben, kein Vogel, kein Hase, kein Reh. Nur Schlangen sahen wir des öfteren, und um die Dämmerung strichen Eulen über das jetzt im Spätherbst niedrige Gras hin.

Das Feuer brennt, das Zelt steht, dünn steigt der Rauch in die Luft. Der Himmel ist blaßfarben. Grünlich leuchtet der Horizont. Ein paar Hügel ragen hinein, die wie kleine Vulkane geformt sind. Stille, Oede, unendliches Schweigen.

Der Trappenbraten ist zäh, aber er mundet tausendmal besser als so mancher „Leckerbissen", den man uns in der letzten Zeit vorgesetzt hat, übelriechende Seegurken beispielsweise, gesalzene Erdnüsse, faule Enteneier, Tang oder Bambussprossen mit Wanzenpetersilie.

Die Unterhaltung dreht sich um ein paar verdächtige Gestalten, denen wir tags zuvor in der Gegend von Nün Kiang shien begegnet waren. Sahen die Burschen nicht wie Chunghuzen aus? Wenn sie uns folgten, uns in der Nacht überfielen? Es bleibt nichts übrig, als abwechselnd zu wachen.

Das grünseidige Licht des Himmels erlischt. Die Nacht ist da. Wind hat sich aufgetan und weht von Westen her über das schweigende, in Dunkel ertrinkende Land. Wir löschen das Feuer: Es tut nicht not, daß es weithin den Weg zu uns weist. Semjon Pawlowitsch übernimmts die Wache für die ersten drei Stunden. Bald liegen Jmquill und ich im Zelt. Von draußen klingt ein leises Singen, der Russe summt eines der uralten sibirischen Volkslieder vor sich hin. Die Pferde schnauben. Unruhig trappeln sie noch eine Weile her und hin, dann verstummt auch dies Geräusch. Wir schlafen beruhigt ein.

Plötzlich, zwei Stunden mögen vergangen sein, flüstert es an meinem Ohr: „Warin, sie kommen!" Mit einem Schlage bin ich wach, greife nach dem Gewehr, schlüpfte hinaus. Jmquill steht schon draußen, undeutlich nur kann ich ihn im Schwarz der Nacht erkennen. Wir lauschen. Nichts rührt sich. Endlose, schweigende Einsamkeit. Hat der Russe Gespenster gesehen?

Flüsternd fragen wir ihn aus. Er hat ganz ruhig gesessen, da hörte er ein Schleichen; wenige Schritte vor ihm glitt es vorüber, groß, dunkel. Wir beruhigen ihn. Er soll schlafen gehen. Vielleicht war es ein Tier. Jmquill und ich kauern uns nieder. Aber der Russe geht nicht. Sein Gesicht ist [illegible]ch, daß es wie Kalk im Dunkel wirkt.

Da! Jetzt! Wir halten den Atem an. Schleifend, flüsternd kommt ein Schatten heran, schlichen, verhält, zögert, huscht vorwärts, zehn Meter höchstens vom Zelt entfernt, gleitet weiter, verschwindet im Dunkel. Jetzt hinter uns das gleiche trockene, schleifende Geräusch. Es windet sich jemand durch das verdorrte Gras, hier, dort und da! Aber wir sehen nichts mehr. Zu dunkel ist die Nacht, und doch ahnen, fühlen wir, wie wir umstellt werden; eine unsichtbare Kette umkreist uns. Dort ein Schatten! Jmquill reißt die Pistole hoch, feuert, der Schatten verschwindet. Lautlos taucht er im Dunkel unter. Kein Laut, kein Ruf, keine Antwort folgt auf den Schuß; unbegreiflich, eine lähmende, niederdrückende Erscheinung. Will man uns erst angreifen, wenn das Lager völlig umstellt ist? Will man den Morgen abwarten, um uns in aller Ruhe zu meucheln?

Wie gelähmt sitzen wir und warten. Die Pferde sind unruhig geworden, pfeifend weht der Wind durch die kahle Krone des Baumes über unserem Lager. Stunden vergehen, nichts geschieht, nur das trockene Schleichen und Schleifen wiederholt sich in Abständen.

Der Morgen graut. Wir kriechen durch das trockene Gras vom Lager fort, hundert Meter, zweihundert Meter weit, drücken uns an einen Hügelrand, von dem aus wir das Lager übersehen können. Dämmerlicht überflutet die Steppe. Kühl fährt der Wind darüber hin — da kommt es heran, leise, schleifend, eine riesige Kugel aus dürrem Kraut, die der Wind vor sich her über die Fläche treibt. Irgendwo in den Tschakdalibergen wächst das Kraut, stirbt im Herbst ab, der Wind treibt es über die Steppe, formt es zu Kugeln und weht es tageweit. Nun, da es Tag wird, sehen wir die Kugeln überall, wie sie der Wind heranweht, sie verhalten, zögern, rollen weiter . . .

Das waren unsere Chunghuzen, das war unsere Gespensternacht am Nün Kiang, am Nonnifluß.

—⊡—

Napoleon I. als Zechpreller.

Napoleon und sein Vertrauter, Marschall Deroc, gingen eines Abends in schlichter Kleidung durch die Straßen von Paris und kehrten endlich in einem Kaffeehause ein. Als sie ihre Zeche — sie betrug ganze vierzehn Franken — bezahlen wollten, bemerkten sie, daß keiner von ihnen Geld mitgenommen hatte. Die Wirtin schimpfte auf die Zechpreller und Betrüger, sprach von Polizei usw., als sich ein Kellner einmischte: „Na, wie Betrüger sehen die Herren gerade nicht aus. Ich strecke den Betrag vor. Entweder bekomme ich ihn wieder oder . . . ich habe mich getäuscht." Nach einer halben Stunde kam Deroc zurück, gab dem Kellner die veranlagten vierzehn Franken und fragte die Wirtin, für wieviel ihr Lokal verkäuflich sei. „Für vierzehn Franken nicht", antwortete sie giftig. — „Bitte, nennen Sie mir Ihren Preis!" bestand Deroc auf eine Antwort. — „Nun denn, dreißigtausend Franken", forderte die Besitzerin. — Deroc zählte das Geld auf den Tisch, ließ sich eine Bestätigung geben und wandte sich an den Kellner: „Im Auftrage meines Begleiters schenke ich Ihnen hiermit das Kaffeehaus." — „Und wer war Ihr Begleiter?" — „Der Kaiser!"

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 3 — Mittwoch, 20. Januar — 1932

Warum und wie jetzt erst recht Verkehrswerbung fürs Sauerland.

Diese zeitgemäße Frage wird in Heft 1 des 40. Jahrgangs des „Sauerländischen Gebirgsboten", der Zeitschrift des Sauerländischen Gebirgsvereins, eingehend untersucht. Bevor die Antwort darauf gegeben wird, geht Verfasser auf einige nicht minder bedeutungsvolle Vorfragen ein: „Welche Voraussetzungen müssen zur erfolgreichen Verkehrswerbung erfüllt sein?", „Was sucht der Erholungsbedürftige in unseren Bergen? Was hofft er dort vorzufinden?", „Vom Nutzen zweckmäßiger Gemeinschaftsreklame" und „Welche Art Gemeinschaftswerbung vermag dem Sauerland die größten Vorteile zu bringen?" Wenn durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt, überall gespart werden muß, so wäre es für alle in Frage kommenden Stellen jedoch gänzlich verkehrt, gerade bei den Mitteln für Verkehrswerbung zu beginnen oder diese zu stark zu beschneiden; das grenzt schon an wirtschaftlichen Selbstmord. Wenn das schon oft gehörte Urteil „Im Sauerlande lebt sichs überall gut und billig" von Mund zu Mund verbreitet, in Wort und Schrift untermalt, im Sauerlande allerorten durch entsprechend Gebotenes bewahrheitet wird, dann wird auch im Notjahr 1932 das Sauerland, Siegerland und Wittgensteiner Land als naturgegebenes Erholungsgebiet von zehntausenden Deutschen wie Holländern besucht werden. — Außer zwei Neujahrsgedichten von Ludwig Bäte und Wilhelm Lennemann enthält das sich im neuen Gewande vorstellende 1. Heft des Jahrgangs 1932 eine Plauderei von W. Peters, Winter im Hochsauerland; von A. Krämer-Arnsberg Vorschläge zu Wanderungen „Auf den langen Brettern im Sauerland", eine Schilderung der Wetterwarte zu Essen und ihre Bedeutung für das Sauerland von H. Kracht, eine Sammlung sauerländischer Wiegen-, Kinder- und Kniereiterlieder, eine plattdeutsche Humoreske von W. Arndts, Ein quorren Infall ter rächten Tied und allerhand kleine Mitteilungen vom Luftsport, aus dem Gebiete der Verkehrswerbung, aus dem Hauptvorstand und den SGV.-Abteilungen usw. Der reichhaltige Bilderschmuck, prachtvolle Winteraufnahmen aus den verschiedensten Teilen des Sauerlandes, teils in neuartiger Aufmachung, verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Ein verheißungsvoller Anfang des diesen Monat in den 40. Jahrgang tretenden Vereinsorgans des größten norddeutschen Wander- und Gebirgs-Vereins.

*

Deutsches Wandertreffen.

Am Himmelfahrtstage (5. Mai) treffen sich alle deutschen Wanderer zu einer großen Kundgebung für das Wandern und Reisen in der Heimat. Die nordwestdeutschen Wandervereine versammeln ihre Mitglieder im Goethe-Jahr in Hagen. Das deutsche Wandertreffen soll im Anschluß an strahlenförmig von allen Seiten dem Treffpunkt zuführende Wanderungen veranstaltet werden. Aehnliche Wandertreffen finden gleichzeitig in allen übrigen Teilen Deutschlands statt.

*

Der Sauerländische Gebirgs-Verein

hat das Jahr 1931 mit 220 Abteilungen und rund 23 400 Mitgliedern abgeschlossen, demnach den bisherigen Stand in der Zahl der Ortsgruppen sogar überstiegen, während die Mitgliederzahl nur unwesentlich sank. Damit hat der SGV. immer noch eine höhere Mitgliederzahl als vor dem Weltkriege. Mit unermüdlichem Schaffensdrang ist er ins 5. Jahrzehnt getreten. Gerade die Wander- und Heimatvereine haben in den Zeiten der Not wertvolle Aufgaben zu erfüllen. Durch öfteres Hinausführen zur Natur, durch Wandern und Schöpfen am unversiegbaren, jedermann kostenlosen Jungbrunnen unserer Mutter Erde kann bei Jung und Alt dazu beigetragen werden, Freude und inneres Beglücktsein zu erwecken. Engstes Naturverbundensein macht das Leben trotz allem lebenswert und Dienst am Heimatmenschen ist nichts anderes als in die Tat umgesetzte Heimatliebe. Darum kommt auch dem SGV. allerorten eine hohe Bedeutung zu, wenn seine Mitarbeiter in diesem Sinne wirken.

—⊡—

Die Trauer-Feierlichkeiten für die Königin-Witwe von Griechenland



Die Aufbahrung der Königin-Witwe Sophie von Griechenland im Schloß Friedrichshof bei Kronberg.

In Kronberg bei Frankfurt a. M. fand eine feierliche Trauerversammlung für die kürzlich verstorbene Königin-Witwe Sophie von Griechenland, die zweitjüngste Schwester des Exkaisers statt, an der die Kinder der Verstorbenen sowie Vertreter des Hohenzollernhauses, teilnahmen. Die Aufbahrung der Leiche erfolgte im Schloß Friedrichshof, dem Sitz des Landgrafen von Hessen, der eine Schwester der Verstorbenen zur Frau hat.

Mit Hasenquäke und Mauspfeifchen

Von Wilhelm Hochgreve.

Den Drilling über der Schulter, im Rucksack den Schneemantel und in den Joppentaschen neben einer großen Hand voll Patronen die gute Hasenquäke, die ein alter bayrischer Förster ohne Verwendung von Metall hergestellt hat, und dazu das weiße Knochenpfeifchen, dessen Töne auf Reinekes Gehör wie Musik wirken, wie „Tafelmusik", so ziehe ich hinaus ins weite Jagdrevier. Wo die Aecker sich lang und schmal in die Waldungen einschieben, ist mein Hauptziel, weil dort im weißen Winter die größte Ruhe herrscht und die Füchse am ehesten auf den Läufen sind. Mit gutem Drilling bin ich jetzt schneeweiß, den Rucksack trage ich unter dem weißen Mantel. Auch an zweibeiniges Gelichter kommt man so manchen heran, wenn nur der Schnee nicht zu stark knirscht. Zwei berüchtigte Tagediebe habe ich im letzten Winter, als sie wieder einmal verdächtig im Revier herumlungerten, so fürchterlich erschreckt, indem ich sie bis fünf Schritte an meinen Stand am verschneiten Dickungsrande herankommen ließ, daß sie sich seitdem nicht wieder gezeigt haben. Das weiße Gespenst muß ihnen verdammt auf die Nerven gefallen sein. Selbst an Rotwild kam ich im weißen Tarn mit gutem Winde und bei weichem Schnee ohne jede Deckung schon bis auf sechzig Schritt heran. Waldarbeiter haben den harschigen Schnee auf meinem Pürschwege niedergetreten, so daß ich fast lautlos vorwärts komme.

Auf einem Roggenfelde stehen sieben Rehe, darunter ein Bock, der schon wieder handbreit auf hat. Ich stehe und labe mich an dem friedlichen Winterbild. Plötzlich werfen sie auf, treten durcheinander, werden flüchtig. Am gegenüberliegenden Waldrande pulvert Schnee auf, ein Hase fährt über die weiße Fläche. Ich habe Böses ahnend den Drilling an der Backe. Zur rechten Zeit! Denn eben löst sich vom Walde ein mittelgroßer weißer Fix. Ich böhe ihn an, um ihn zum Stehen zu bringen und auf das weite Ziel einen sicheren Schuß abgeben zu können. Aber der Köter kennt kein Halten und hetzt auf der Spur des Hasen weiter, verschwindet im diesseitigen Bestande. Ich laufe hundert Meter vor, steige auf den Hochsitz und quäke. Da kommt von drüben ein schwarzer Hund geradewegs auf meinen Stand zu. Er hat offenbar dem anderen nicht folgen können und meint jetzt, daß der den Hasen beim Wickel hat. Die Zunge hängt ihm

Neue deutsche Rekorde bei den Eisschnellaufmeisterschaften auf dem Staffelsee



Die beiden neuen deutschen Rekordträger beim Start zum 1 500 Meter-Lauf. Links: Barwa-Berlin. Rechts: Sandtner-München.

Bei den deutschen Eisschnellaufmeisterschaften, die auf dem Staffelsee bei Murnau ausgetragen wurden, gelang es dem Berliner Barwa, auf der 10 000 Meter, der 5 000 Meter und 1 500 Meter Strecke drei neue deutsche Rekorde aufzustellen. Auf der 500 Meter Strecke verbesserte Sandtner-München, den bestehenden deutschen Rekord.

vor Hatz und Hunger aus dem Fange. Bis auf vierzig Schritt lasse ich ihn heran, da hat der Gauner meine Bewegung weg, stutzt, will wenden, aber der linke Schrotlauf jagt ihm ein paar Dutzend Bleikörner in den Räuberleib. Fünf und mehr Füchse sind mir nicht so viel wert wie diese Hegerbeute, die mich um so mehr freut, als ich den Gauner und nun auch seine Spießgesellen wieder erkenne. Mehrere Ritze und auch ein Altreh stehen auf ihrer Schuldliste, soweit wir darum wissen. Dieser Schwarze saß neulich dem Aufseher in einem Fuchseisen, konnte sich aber herausschleudern, bevor jener auf Schußweite heran war. Vielleicht lahmt er seitdem, weshalb er auch heute nicht so schnell laufen konnte. Wenn ich nun noch den Anführer bekäme! Da die Hetze ihn über den Berg geführt hat, wird er von dem Schuß kaum etwas gehört haben.

Ich quäke, wie es ein verendender Lampe nicht besser kann, und warte und warte. Eine Viertelstunde vergeht und noch eine. Noch eine. Krähen ziehen quarrend zu Holz, lärmen um ihre Schlafplätze, Bussards rudern durch das Grau des dämmernden Abends auf ihre Schlafbäume zu. Ein Sperber schießt an der langen Wiesenhecke dahin, um noch einen Vogel aufzustöbern und zur Nachtkost zu greifen. Mit dem Licht ists bald aus. Ich setze noch einmal die Schalmei an die Lippen; aber da sehe ich, bevor der erste Ton heraus fährt, einen starken Fuchs in einer Furche heranschnüren. Für den Büchsenschuß ists zu weit bei dem Licht, also muß Reineke auf Schrotschußweite heran. Wenn man einen Fuchs so nahe hat, daß er das Mausepfeifchen vernimmt, wendet man dieses vorteilhafter an als die Hasenquäke, die den Roten aus weiterer Entfernung heran holen soll. Der Lauspfiff ist den Rotkitteln doch noch geläufiger und unauffälliger als die Klage des Hasen, mag sie auch immer, auch in freilich naturwahrer Nachahmung ihre Neugierde kitzeln. „Sfitt-sfitt, sfitt-sfitt-sfitt“ lockt das Pfeifchen, aber die Laute durchdringen nicht den Wind. Ich mache mit bloßem Munde kräftig „Sfitt-sfitt“. Der Fuchs vernimmts, stutzt und saust zwanzig Meter heran. Jetzt schaffts auch das Pfeifchen. Teils springend, teils schnürend kommt er mir näher und näher. Da äugt er den schwarzen Köter, steht und wird immer höher. Was ist das nur? Wind bekommt er ja nicht. Fünfzig Schritt sind sicher noch zwischen ihm und mir, aber der linke Lauf mit der starken Würgebohrung muß es schaffen! Rums! Ab geht der Fuchs, auch der zweite Schuß bannt ihn nicht auf den Platz. Ich verfolge ihn mit dem Glase sehe aber nur noch, daß er langsam wird, dann nichts mehr. Ich steige vom Hochsitz herunter und will mir den Anschuß betrachten, da sehe ich ihn hinter einer Schalle verendet liegen. Den stärksten, den ich erlegte. Fast handlange ist die schneeweiße Blume, der dicken Luntwundervolle Quaste.

Den Fuchs im Rucksack ziehe ich den Wildräuber auf einen Schollenacker, wo er sicher nicht lange zu liegen braucht. Heim gehts viel schneller, als Eis und Schnee und Dunkelheit eigentlich zulassen. Morgen führe ich den Jagdhern an den Tatort, damit er sicher weiß, daß er den lange verfolgten Wildmörder los ist, und den Fuchsbalg bitte ich mir aus. Ich denke an einen weißen Nacken, über dem sich Goldhaar kräuselt. Doch das gehört hier nicht her.

—o—

Der Ritt auf dem Flußpferd

Von Rudolf de Haas.

Gegen Abend kam der Jäger in die Nähe einiger Lagunen und beschloß, hier trotz der Moskitoplage zu übernachten, weil er einen Hippopotamus in der Nähe brüllen hörte. Schildpatt, sein treuer Hund, lagerte an seiner Seite.

Am anderen Morgen stieß er auf die Fährten zweier Flußpferde. Er nahm die Verfolgung sofort auf.

Gegen zwei Uhr nachmittags kam er an eine schmale Lagune, die nicht einmal hundert Meter lang war. Er ging um das Wasser herum und stellte fest, daß die Fährte nur hinein, aber nicht wieder heraus führte; die Flußpferde hatten das Revier also noch nicht verlassen.

Hart am Ufer stand ein Baum, dessen Zweige weit über den Spiegel der Lagune hinausragten. In ihrem Schatten streckten die Wasserriesen vermutlich den Windfang heraus, da sie sich sonst nirgend bemerkbar machten. Vorsichtig pirschte sich der Jäger bis auf vierzig Meter an den Baum heran, immer unter dem Winde, und wartete, ob die Flußpferde nicht endlich die Köpfe herausstrecken würden. Doch nichts rührte sich.

Sie sind sicher schon einmal beschossen worden, sonst wären sie weniger vorsichtig, dachte der Jäger. Das beste ist, ich gehe ganz nahe heran und ziele auf den Windfang; den müssen sie an die Luft bringen, wenn sie schon die Köpfe nicht zeigen wollen.

Er ging unter dem Winde bis auf sechs Meter heran und lugte scharf aus. Die Flußpferde waren nun schon über fünfzehn Minuten unter Wasser, ohne Luft geholt zu haben. Wenn sie keinen Argwohn hegen, bleiben sie nur zwei oder drei Minuten unter der Oberfläche und schöpfen dann wieder Atem.

Erst jetzt merkte der Jäger, wie fürchterlich die Hitze ihm zusetzte. Vor seinen Augen flimmerte und zitterte die Glut. Das Wasser, auf das er starrte, hatte einen feindlich metallischen Schein, einen kalt grausamen, stählernen Glanz.

Endlich hob eins der Flußpferde die Nase eine Sekunde über den Wasserspiegel, um Atem zu schöpfen. So unmerklich der Vorgang an sich war, der Jäger nützte ihn. Ein Schuß zerriß den Frieden der Steppe. Mitten in den Windfang des Flußpferdes fuhr die tödliche Kugel hinein.

Der Hund sprang in das Wasser. Lange hatte er bereits die Flußpferde gewittert, sich aber gehorsam verhalten; jetzt hatte er Freiheit, wie er genau wußte. Es war ein nicht ganz dreiviertel Meter großer schwarzer Rüde von etwa drei Jahren.

In der Lagune entstand an der Stelle, wo die Kugel eingeschlagen hatte, ein wilder Lärm. Ein Flußpferd streckte den Kopf aus dem Wasser heraus. Gleich darauf versank es wieder.

„Na, den Burschen hätten wir“, frohlockte der Jäger, „es soll mich bloß wundern, wie lange er unter Wasser bleibt.“

Das zweite Flußpferde wandte sich indessen nach dem entgegengesetzten Ende der Lagune, wo das Wasser flacher war. An den quirlenden Blasen im Wasser merkte man ganz deutlich, wohin das Tier schwamm. Schildpatt, der Hund, war ihm auf den Fersen. Mitten in den Blasen schwamm er und hielt über Wasser genau die Richtung inne, die das Flußpferd unter der Oberfläche verfolgte. Wenn der Hippopotamus an das Ende kam, wo es ganz flach wurde, drehte er sich um und wandte sich wieder nach den tieferen Stellen. Sobald er wieder den Windfang aus dem Wasser hob, schoß der Jäger, um ihm möglichst keine Zeit zum Atemholen zu lassen.

Schildpatt ermüdete nicht, immer folgte er den aufsteigenden Blasen.

Das Flußpferd begann allmählich sichtlich zu ermüden, als es bei jedem Versuch, sich zu erholen, Feuer bekam. Je schlapper es wurde, um so mehr näherte es sich bei seinen Wanderungen der flachen Stelle. Offenbar erwog es, ob es nicht doch die Flucht aus der Lagune in den Busch hinein wagen sollte.

Als es nach einer seiner Rundreisen wieder an das seichte Ende gekommen war, lachte der Jäger laut auf. Der Hund, der die ganze Zeit auf den Wasserblasen geschwommen war, stand mit einem Male oben auf dem Rücken des Flußpferdes, sodaß man durch seine Läufe hindurchblicken konnte, ohne daß indessen der Rücken des Reittieres schon zu sehen war.

Schildpatt selbst schaute zuerst verwundert drein, als er plötzlich dahinritt. Aber er hatte in seinem kurzen Hundeleben bereits viele seltsame Dinge erlebt. Er schien es plötzlich als etwas ganz Selbstverständliches zu empfinden, daß er nicht mehr zu paddeln brauchte, vielmehr auf dem Wasserspiegel dahinfuhr. Mit der Miene eines Triumphators stand er oben, und es fehlte bloß noch, daß er vor Freuden gekläfft hätte.

Wenn er gedacht hatte, er sei auf einem Schiff, so wurde er bald aufgeklärt. Als er so nach rechts schaute und dann wieder nach links, um zu untersuchen, wie er sich eigentlich vorwärts bewegte, ereignete sich etwas ganz und gar Unerwartetes.

Vorher schon hatte der Hund eine große Kaltblütigkeit an den Tag gelegt, als die Kugeln um ihn herumknallten. Natürlich wußte er, daß sie nicht ihm galten. Für den Jäger war es nicht einfach gewesen, um den Reiter herum auf das Reittier zu schießen.

Die Achtung, die der Herr vor seinem Hunde hatte, wuchs ins Ungemessene, als er ihn plötzlich in seiner ganzen Reiterherrlichkeit bewundern durfte. Mit einem Male kam nämlich der ganze Kopf des Flußpferdes aus dem Wasser heraus, während Schildpatt noch in unnachahmlicher Vornehmheit auf seinem Rücken thronte.

Der Hund ließ sich auch nicht einen Augenblick verblüffen. Er war sich jetzt darüber klar, daß er das Reiten gelernt hatte, und wollte nun auch zeigen, daß er sein Reittier völlig in der Gewalt hatte. Behende schoß er nach vorn, biß es in den Kopf, unmittelbar hinter dem Nacken, und trieb es so zu schnellerem Lauf an.

Das wurde dem Flußpferd denn doch zu viel. Es hatte bis zur Stunde vielleicht noch nie gewußt, was in seinem Kopfe vorging, und sich wenig Sorgen darum gemacht; aber jetzt erkannte es, daß auch auf seinem Kopf nicht alles geheuer war. Von dem Geruch der Hunde wußte es bestimmt nichts und hätte in seiner schlichen Dickhäutereinfalt sicher auch nie begriffen, wie sich die Hundeseele dem Menschen in Treue zueignen konnte. Von dem Menschen aber wußte es etwas und von dem Feuerodem, mit dem er aus einem langen Rohr ins Wasser blies und haltmachte, was dieser berührte.

Mit einem plötzlichen Ruck machte das Flußpferd kehrt und sauste wieder in das tiefere Wasser zurück, entschlossen, lieber in der Lagune zu sterben, als unter dem unheimlichen Reiter aus dem Wasser zu steigen und sich in der Steppe zu Tode ängstigen zu lassen.

Bei der unerwarteten Wendung flog Schildpatt von seinem Thron herunter. Gerade wollte er wütend losknurren, als eine klatschende Brühe ihm in den Rachen stürzte. Er verschwand unter der Oberfläche.

Als er niesend nach oben kam, merkte er, daß er sein Reittier verloren hatte und wieder wie jeder gewöhnliche Hund paddeln mußte. Der stolze Traum, daß er in Zukunft vielleicht immer durch das Leben reiten könne, war ausgeträumt. Aber das Hundegeschlecht hatte durch ihn seine Verherrlichung erlebt, die mehr würde ein Geschöpf aus Schildpatts Sippe im Feuer auf dem Rücken eines Hippopotamus durch die afrikanischen Lagunen reiten.

Plötzlich streckte das Flußpferd müde den Kopf heraus. Es mochte denken, in Ende mit Schrecken sei vielleicht besser als ein Schrecken ohne Ende.

Der Jäger sah es und hatte Mitleid mit ihm. Diesen Wunsch wollte er gern erfüllen, dann kam das Flußpferd zu seinem Frieden und er selbst zu dessen Fett. Zwischen Gehör und Auge hielt er und schoß es tot. Gerade in dem Augenblick kam auch das zuerst erlegte Flußpferd hoch, genau nach vier Stunden, wie es die aufgetriebenen Körper in der Regel tun.

Hunderte von Schwarzen hatten sich eingefunden. Die Jagd auf die Flußpferde endete mit einer Feier, die für sie das Paradies auf Erden bedeutete. Während der dumme Weiße sich mit dem bißchen Fett begnügte und noch dazu in unergründlicher Torheit die inhaltsleere Haut der beiden „Kiboko“ ächzend davonschleppte, fraßen die Neger die beiden Flußpferde auf. Es waren doch seltsame Kerle, diese über das Meer gekommenen Weißen, wer konnte sie verstehen!

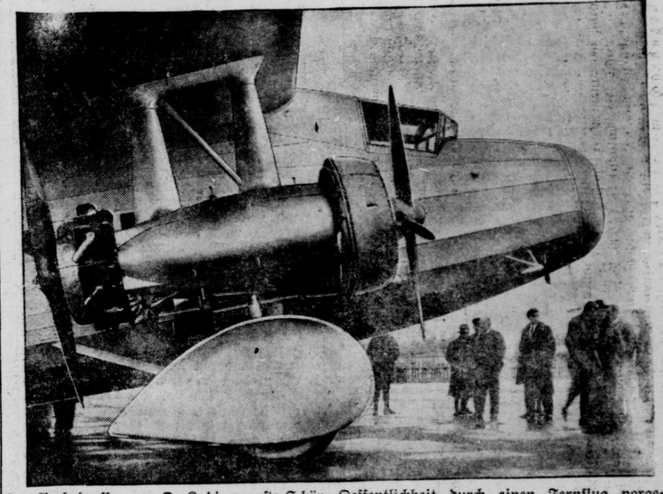
Wieder schwere Straßen-Tumulte beim Londoner Hafenstreik



Polizei zerstreut demonstrierende Hafenarbeiter.

Der Streik der Londoner Hafenarbeiter, der das Wirtschaftsleben in der englischen Hauptstadt erheblich lähmt, ist noch immer nicht wieder beigelegt. Die Streikenden versuchten in den letzten Tagen mehrfach, Demonstrationszüge in das Innere der Stadt zu schicken, wobei es zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei kam.

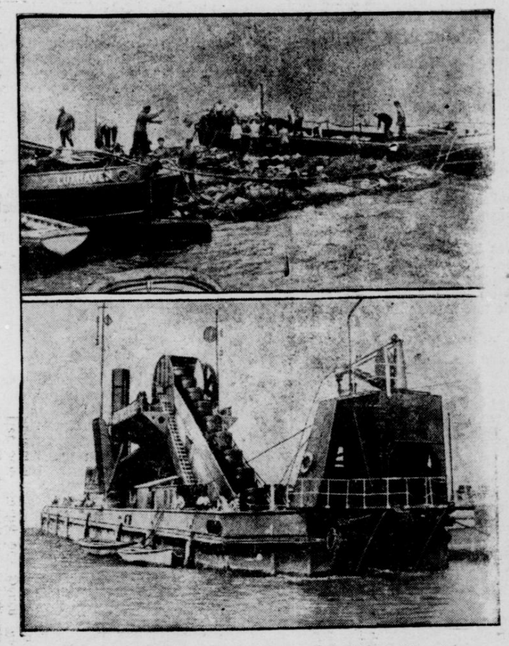
Dorniers neuster Flugzeugriese in Berlin



Das Verkehrsflugzeug Do K, die neueste Schöpfung der Dornier-Werke, auf dem Flughafen Berlin-Tempelhof.

Der bekannte Friedrichshafener Flugzeugkonstrukteur Dornier hat jetzt seinen neuen Flugzeugtyp Do K zum ersten Male der Oeffentlichkeit durch einen Fernflug vorgeführt. Der viermotorige Flugzeug-Riese, der 10 Personen befördern kann, ist eigens für die Zwecke des Schnellverkehrs geschaffen. Von Stuttgart nach Berlin benötigte die Maschine nur zweieinhalb Stunden.

Kostspielige Regulierungsarbeiten auf der Unterelbe



Oben: Versenken eines großen mit Felsen beschwerten Senkstückes an der Ostemündung.
Unten: Einer der riesigen Eimerbagger, von denen etwa 20 bei den Regulierungsarbeiten auf der Unterelbe beschäftigt sind.

Seit mehr als 4 Jahren sind auf der Unterelbe kostspielige Regulierungsarbeiten im Gange, die die zunehmende Versandung des Fahrwassers beseitigen sollen. Bei Pagensand an der Ostemündung sind im Laufe der Zeit nicht weniger als 58 Millionen Kubikmeter Erdmassen fortgeschafft worden.